Der Sturm auf Lille.

Die Porte de Douai in Lille war der Hauptangriffspunkt, an dem sich die tapferen Sachsen den Eintritt in diese große Industriestadt erzwangen. Lille, an der Deule gelegen, flämisch Ryssel genannt ist ein außerordentlich wichtiger Platz. Zunächst liegt die Stadt am Knotenpunkt von neun Bahnlinien und beherrscht die belgische Grenze zwischen Schelde und Lys. Die Festung selbst besteht aus der Citadelle, einer alten militärisch nicht bedeutenden Ringumwallung, und mehreren Außenforts. In Lille befindet sich in Friedenszeiten das Generalkommando des ersten französischen Armeekorps. Der Name Lille stammt von einem mit Wasser umgebenen Dorfe, in dessen Nähe sich auch eine Burg befand, die aus der letzten Zeit der römischen Herrschaften Gallien stammt. Später kam Lille an die Grafen von Flandern. Im Jahre 1667 wurde die Stadt durch Vauban befestigt, der es zu einer für damalige Verhältnisse recht starken Festung machte. Trotzdem wurde Lille 1708 durch Oesterreicher und Engländer genommen, jedoch im Frieden von Utrecht im Jahr 1713 an Frankreich zurückgegeben. Im Jahre 1792 wurde dann Lille abermals belagert, hielt sich jedoch. Im Laufe des 19. Jahrhunderts entwickelte sich Lille sehr rasch zu einer bedeutenden Industriestadt, in der sich zahlreiche Oelfabriken, Tabakfabriken, Maschinenfabriken, Brauereien, Webereien, aber auch Werkstätten für Kriegsmaterial und Eisenbahnen befinden. Lille ist auch der Hauptstapelplatz für Getreide in der hiesigen Gegend.

Die Börse von Lille.

Gegen diese Stadt rückte Anfangs Oktober das neunzehnte Korps heran. Ueber die Besatzung Lille's war man sich anfangs nicht ganz im Klaren. Patrouillen hatten vorgefühlt, und hatten Lille unbesetzt gefunden. Das stimmte auch denn Lille war zunächst von den Franzosen geräumt, dann aber wieder besetzt worden. Am Abend des 11. Oktober standen die Vortruppen der Sachsen in der Höhe von Aveline und Seclin, während die Hauptmasse noch bei Pont à Marcq stand. Eine Offizierspatrouille ging auf die Porte de Douai vor. Sie wurde angerufen und bekam Feuer. Damit war festgestellt, daß die Stadt vertheidigt werden sollte. Um nun die Stadt nicht einer Beschießung auszusetzen, wurden am nächsten Vormittag zwei Offiziere, der Adjutant der Spitzenbrigade und ein vom Armee-Oberkommando anwesender Offizier hineingeschickt, um wegen der Uebergabe zu verhandeln. An der Porte de Douai wurden sie empfangen. Die Augen wurden ihnen verbunden und man führte sie dann in die Stadt. Hier wurde ihnen jedoch nach längerem Hin- und Herführen die Mittheilung gemacht, daß der Kommandant sie nicht zu empfangen wünsche. So mußte denn Lille mit Gewalt genommen werden.

Bereits am Abend des 11. Oktober war die 40. Division auf Lille in Marsch gesetzt worden. Gleichzeitig wurden die Batterien des 19. Korps in Bereitschaft gestellt. Die 88. Infanteriebrigade ging mit schwerer Artillerie von Saint Marcq vor, die 47. Brigade wurde gegen die Südwestseite von Lille dirigirt, während die 89. Brigade Lille von der Westseite anpacken sollte. Im Norden legte sich das Detachement Wahnschaffe vor, um ein Entweichen des Gegners zu verhindern. Für den Sturm wurden folgende Truppen bereitgestellt: das 181. Regiment gegen die Porte de Douai, das 104. Regiment gegen den Güterbahnhof. Regiment 179 ging auf die Porte de Bethune vor, während Regiment 139 die Porte d'Arras stürmen sollte. Gegen die Citadelle wurde Brigade Seydewitz angesetzt. Ferner wurde befohlen, daß die Artillerie jetzt ihr Feuer auf das Gelände dicht hinter der Porte de Douai richten solle. Um 3 Uhr sollte das Feuer mit einer Rollsalve schließen und dann die Sturmkolonnen vorgehen.

Pünktlich um 3 Uhr begann der Sturm. Mit hervorragender Bravour liefen die Sachsen an. Im Nu räumten die Pioniere das Hinderniß an der Porte de Douai und dann drang das Bataillon v, Stülmilch vom Regiment des Oberstleutnants von Welck (J.-R. 181) in die Porte de Douai ein, wo ihnen heftiges Feuer aus den dem Thor gegenüberliegenden, vom Feinde besetzten Häusern entgegenschlug. In diesem kritischen Moment wurde mit beispielloser Verwegenheit ein Geschütz des 68. Feldartillerie-Regiments 3. Batterie, unter Leutnant Elsner über die Barrikadentrümmer durch die Porte de Douai vorgebracht und machte sich nun daran, allein vor der Infanterie stehend, die einzelnen Häuser zusammen zu schießen. Das verwegene Unternehmen glückte, andere Geschütze wurden nachgeholt und die von der Porte de Douai aus sternförmig verlaufenden Straßen unter Feuer genommen, um einem Straßenkampf vorzubeugen.

Inzwischen rangen die 104er schwer am Güterbahnhof, schlugen sich aber auch dort in erbittertem Kampfe vorwärts. Nachdem die Straßen an der Porte de Douai gesäubert waren, drangen auf Befehl des Generals Bärenspring die 181er in Lille ein. Unter den Vordersten Prinz Georg von Bayern. Als die Truppen nach Lille hineinstießen, kam ihnen ein Parlamentär, Major Delorme von den Chasseurs à Cheval, entgegen und fragte nach den Bedingungen einer Uebergabe. Aber Hauptmann Lübcke vom Generalstab, der mit an der Spitze der einmarschirenden Truppen sich befand, erwiderte ihm im Einverständnis mit dem Regimentsführer: „Wie Sie sehen, rücken wir bereits in Lille ein, da giebt es nur die bedingungslose Uebergabe." Oberstleutnant v. Welck begab sich dann mit dem französischen Major und den genannten Stabsoffizieren nach der Kommandantur, wo der Kommandant, Oberstleutnant de Partieu, sich mit seinen Offizieren befand und die Festung übergab. Es wurde dann die weiße Fahne auf der Kirche befestigt und Radfahrer mit weißen Fahnen in die Stadt geschickt, um überall die Einstellung des Kampfes zu veranlassen.

Auf die Mittheilung des Kommandanten daß sich noch gefangene Deutsche in der Citadelle befänden, ritt Hauptmann Lübcke allein mit einem Offizier nach der Citadelle und sah sich dort zu seinem Erstaunen, als einziger Deutscher, einer Menge Infanterie, einem Kavallerie-Regiment (Chasseurs à Cheval) und einer Abtheilung Spahis gegenüber. Er theilte den Offizieren kaltblütig die Nachricht von der Uebergabe mit und veranlaßte die Freilassung der Gefangenen, die im Uebrigen sehr ordentlich behandelt worden waren, wie ein gefangener Ulanenoffizier bestätigte, und sicherte den Franzosen ebenfalls gute Behandlung zu. Darauf befahl er (immer noch allein) den Leuten, die Waffen abzugeben, nahm den Offizieren die Säbel ab und ordnete an, daß, um Unordnungen zu vermeiden, bis die nachrückende Infanterie heran sei, kein Mann die Citadelle verlassen dürfe. Es wurden nun sofort zwei Unteroffiziere als Wache vor das Thor gestellt, so daß sich während der ersten Zeit die Franzosen thatsächlich selbst in der Citadelle bewachten. Erst später kamen einige Geschütze nach, und eins derselben wurde gewissermaßen als Pfropfen vor den Zugang zur Citadelle postiert. Die noch in der Stadt befindlichen Truppen wurden entwaffnet und in der Markthalle untergebracht. Es geriethen insgesammt in Gefangenschaft: vier bis fünf Bataillone Territorialtruppen, ein Kavallerie-Regiment und eine Abtheilung von 200 bis 300 Spahis. Die ganze deutsche Streitmacht welche in der ersten Nacht in Lille war, bestand lediglich aus sechs Kompagnien und einigen Geschützen. Erst am anderen Morgen kam der Rest der Division nach.

Bei Durchsicht der Papiere des französischen Kommandanten zeigte sich auch, warum dieser Lille so hartnäckig zu vertheidigen suchte. Ein am 12. Oktober datirter Befehl des Oberbefehlshabers der 10. französischen Armee theilte ihm seine Ernennung zum Oberstleutnant mit und befahl ihm, Lille bis zum Aeußersten zu halten. Die ganze 10. Armee unter General Mandhuy rücke zu seinem Entsatze heran, die Kavallerie werde noch am Abend des 12. in Lille sein. Aber Lille wurde genommen, und die französische Hülfe kam nicht.

Die Einnahme von Lille aber ist eine der schönsten Waffenthaten des in schon so vielen schweren Kämpfen erprobten sächsischen 19. Korps.

Walter Oertel,
Kriegsberichterstatter.

Aus einem englischen Konzentrationslager.

Persönliche Erlebnisse von N. N.

Auf meiner Reise von Brasilien nach Holland gerieth ich am 6. September 1914 in englische Kriegsgefangenschaft. Was ich dort während drei Monaten erlebte, ist folgendes:

Vom 6. bis 11. September 1914 war ich mit den andern von Südamerika kommenden Deutschen in einem Marine-Gefängnis in Plymouth untergebracht, um von dort nach Newbury gebracht zu werden. Newbury ist ab London mit der Bahn in 1½ Stunden zu erreichen, und ist ein Rennplatz, auf dem jetzt Kriegsgefangene, meist Zivilpersonen, untergebracht sind. Auf unserer Reise von Plymouth nach Newbury wurden wir von Soldaten mit aufgepflanzten Seitengewehr wie Schwerverbrecher eskortirt, trotzdem wir nur 26 harmlose Menschen, darunter zehn deutsche Aerzte und ein Geistlicher, waren. Von der Ferne sah unsere künftige Wohnung recht nett aus, aber als das Thor geöffnet wurde, bot sich uns ein unvergeßlicher trauriger Anblick. Etwa 1000 jüngere und ältere Männer liefen größtentheils ungewaschen und schlecht angezogen umher, sodaß man sofort sehen konnte, daß diese Leute schlecht untergebracht sein mußten. Dies konnten wir auch bald am eigenen Körper erfahren, denn nach kurzem Warten öffnete man uns einige Ställe, in denen sonst in jedem Stall ein Pferd untergebracht ist und belegte je einen Stall mit 7—9 unserer Leute. In dem Stall war gar nichts, als auf dem Steinboden Stroh, man gab jedem von uns zwei dünne gebrauchte Pferdedecken und damit war die Ausstattung unserer künftigen Wohnung beendigt. Wir hatten keinen Tisch, keinen Stuhl, absolut gar nichts weiter als Stroh und den Trog an der Wand, aus dem sonst das Pferd frißt.

Unser Handgepäck, ebenso unser Geld nahm man uns ab, gab uns dieses aber auf wiederholtes Bitten später wieder. Durch einen Dolmetscher wurde uns erklärt, daß wir jetzt die Hände aus den Hosentaschen zu nehmen hätten, daß wir jetzt keine Rechte mehr hätten und wenn wir den Versuch machen sollten, auszubrechen, werden wir „durchgeschossen". Die Abfütterung begann mit einem Stückchen gekochtem Gefrierfleisch, zwei Kartoffeln und einem Stück Brot, dies mußten wir im Stehen an einem schmalen „Brett" im Hofe, ohne Messer (das Fleisch aus der Hand), nur mit dem Löffel und der Gabel verzehren; dies war unser tägliches Mittagbrot, des Morgens und Abends erhielten wir je eine Tasse Thee und ein Stück Brot mit Margarine. Die Zubereitung des Essens wurde von den Gefangenen besorgt, denen nur die allerprimitivsten Kochgeräthe zur Verfügung standen, die Kessel sehen denen von solchen, die man zum Kochen von Asphalt benutzt, ähnlich, und wenn es regnete oder das Holz nicht kam, dann mußten eben die 1300 Menschen, die in den Ställen untergebracht waren, warten, bis sie etwas erhielten. Um 9 Uhr Abends mußten wir in die Ställe kriechen, die hinter uns abgeschlossen wurden, und den qualvollen Nächten entgegensehen. Das Strohlager wurde mit der Zeit so hart und durch den Regen so feucht, daß man kaum mehr liegen konnte, wenn man sich nicht angekleidet hinlegte oder den Körper umwickelte. Zum Waschen für 1300 Leute waren „sage und schreibe" sechs Wasserhähne im Hofe und die sonstigen „Toilettenverhältnisse" unter jeder Kritik. Später wurden in einem Raum drei Badewannen angebracht, aber darin wurden auch diese Leute gebadet, die außerhalb der Ställe in Zelten lagen, sodaß auf zirka 3000 Menschen ganze drei Badewannen kamen. Als es Ungeziefer gab, meinte der Oberst, „die Deutschen sind alle Schweine". Wer nun aber die Schweine sind, bei diesen sanitären Einrichtungen und Unterkunft, überlasse ich Andern zur Beurtheilung. Nach etwa sechs Wochen meiner Gefangenschaft in Newbury wurde auch eine Kantine errichtet, in der wir für theure Preise einige Konserven kaufen konnten; auch konnten einige Herren, wenn sie sechs Schillinge per Tag bezahlen konnten, etwas besser untergebracht werden, also zur Gefangenschaft noch Miethe und Kost bezahlen. Wenn auch auf Grund von Zeitungsnotizen in Deutschland einige kleine Verbesserungen kamen, so war die Behandlung und Unterkunft in Newbury, kurz ausgedrückt, nicht für Menschen, sondern wirklich für Schweine nicht einmal gut genug. Dies ist in der That eine gute Illustration der angeblich für Recht, Freiheit und Kultur kämpfenden Engländer.

Verwundete deutsche Soldaten, die man aus den Hospitälern zur Rekonvaleszenz auch in die Ställe verbrachte, hatten meist noch offene Wunden und wurden von dem englischen Arzt mit einer unbeschreiblichen Oberflächlichkeit behandelt. Der Verbandsplatz, in dem ungenügende Verbandmittel vorhanden waren, war in einem ungeheizten Raum, der vorher als Heustall diente, in diesem Raum mußten sich die Leute entkleiden, und auf unsere Beschwerde an den Arzt, daß es für kranke Menschen hier zu kalt wäre, war die Antwort: „It is cold everywhere". Damit war die Sache für ihn abgethan. Viele dieser armen Leute werden an dieser Behandlung zu Grunde gehen, ohne daß es nöthig wäre.

Solange ich in Newbury war, sind drei junge Zivilisten gestorben, die nach Aussagen der mit uns zusammen internirten deutschen Aerzte nicht gestorben wären, wenn ihnen eine menschenwürdigere Behandlung zutheil geworden wäre. Die Behandlung in dem sehr primitiven Hospital bestand in „Hungerkur". Wer sich über die Behandlung öffentlich beklagte, wurde aus Newbury entfernt und jedenfalls noch schlechter untergebracht. Einige Männer (Zivilpersonen) sind schwermüthig geworden.

Wenn in deutschen Zeitungen Artikel über diese Unterbringung erschienen, dann kommen Berichterstatter der Londoner Zeitungen. Wenn diese oder andere Besuche kamen, dann durften wir außerhalb des Stallgebietes spazieren gehen, es wurde besser gereinigt als sonst, die internirte deutsche Musikkapelle mußte spielen und zwei Gefangene mußten unterschreiben, daß es uns allen gut gehe und wir zufrieden seien. Dann gingen diese Herren wieder nach London zurück und am nächsten Tage erschien ein Artikel mit der Ueberschrift „Deutsche Lügen festgenagelt, die Gefangenen befinden sich im Paradies".

Dies ist nur ein Theil meines Erlebnisses; wenn ich zu Einzelheiten übergehen wollte, so könnte ich ein ganzes Buch schreiben. Daraus kann Jeder seine Schlüsse ziehen und meiner Ansicht kann nur abgeholfen werden, wenn die Kriegsgefangenen in Deutschland, Soldaten oder Zivilpersonen, noch schlechter behandelt werden wie die armen Deutschen in England, d. h. wenn man Menschen überhaupt noch schlechter behandeln kann.

Nach langen Beschwerden an die englische Regierung, weil man mich von einem neutralen Dampfer, vom neutralen Hafen zum neutralen Hafen, genommen hatte, gab man mir endlich die Erlaubnis, nicht nach Deutschland aber nach Amerika zu reisen, und so mußte ich, um aus diesen Leiden herauszukommen, nach Amerika, wo ich mich wenigstens unter freien Menschen frei fühle.

Wo die Russen in Ungarn einbrachen.

Bei den Huzulen. — Das ausgepreßte Galizien und das reiche Ungarn. — Weinkostprobe in Ujhely. — Das Kampfgelände am Duklapaß.

K. u. K. Kriegspressehauptquartier, im Dezember.

Von Schlesien bis zur Bukowina schlagen die Karpathen über 500 Kilometer ihren Bogen, als dessen Endpfeiler die verschneiten Schroffen der Hohen Tatra und Siebenbürgens ragen. Zwischen den freistehenden Glockenthürmen und vorgetragten, luftig durchbrochenen Schindeldächern der Zipser Schwaben und den Kirchenburgen und gedrungenen Steinhäusern der Siebenbürger Sachsen zieht sich die Wasserscheide von Donau und Weichsel, die Grenze von Ungarn und Galizien. Alte Kaufmannsstraßen führen über die Pässe, die bei Dukla in 500, bei Delatyn in fast 1000 Metern Meereshöhe liegen; auf ihnen vollzog sich einst der Handelsverkehr zwischen Polen und Ungarn. An sieben Stellen durchbrechen heute Bahnlinien den Ring der Berge.

Während Galizien ein rein politischer Begriff ist und nach Norden flach und schutzlos dem Feinde offen liegt, sind die Karpathen ein natürlicher und schwer bezwingbarer Schutzwall, an dem sich die russische Hochflut immer wieder brechen wird. Und so wiederholt sich heute in den ungarischen Grenzkomitaten Zemplen und Ung das lustige Schauspiel völliger Vernichtung, dem sich die russischen Eindringlinge schon einmal — im Komitat Marmaros — nutzlos ausgesetzt haben.

Damals brachen sie auf der Delatyner Reichsstraße über den Magyarenweg in das Ungarland ein. In den anmuthigen Vorgebirgen des Pruthgebietes mag es ihnen wohl gefallen haben; die weidenden Viehherden boten ihnen reiche Nahrung, die Mineralquellen erquickenden Trank. Dann steilen sich die Berge, und die Landschaft wurde streng und karg. Die Nadelwälder aus Fichten und vereinzelten Edeltannen begannen sich mit Lärchen und Eiben zu durchsetzen; die Getreidefelder wichen Wiesen, auf deren grünen Tafeln die violetten Kelche der Herbstzeitlosen das Abschiedsfest des Sommers begingen. Der Hausstorch wich dem scheuen schwarzen Storch, Fuchs und Wildkatze dem Luchs und Bären, Habicht und Mäusebussard dem Steinadler und Schreiadler. In den weltentlegenen Hüttendörfern und auf den Almen trieb ein seltsames Völklein sein Wesen. Gebräunte, junge Juden mit Seitenlöckchen und Kaftan weideten die Heerden. Zwischen ihnen ritten ruthenische Huzulen, beide Geschlechter im Männersitz, beide in reichbestickten Pelzwesten und bauchigen, weißen Hemdärmeln, beide die Cigarette oder kurze Pfeife im Munde. Sie galoppirten wie die Gauchos der südamerikanischen Pampas den Herden nach, sie schlugen Holz, ließen die gefällten Stämme die Bäche hinuntergleiten, auf deren Grund die Wasseramsel nach dem Gethier unter den Steinen sucht, und lungerten träge auf den Flößen, die mit den Flüssen zu den Sägewerken glitten. In den Thüren der verwahrlosten Balkenhütten kauerten mit blödem Grinsen Idioten, mißgebildete Krüppel, hefteten sich den russischen Patrouillen auf ihren Streifzügen bettelnd an die Fersen. Die Huzulen sind entartet — der Begriff der ehelichen Treue ist ihnen wesensfremd.

Als die Russen jenseits der Paßhöhe in die heitere, sommerlich reifende Landschaft von Marmaros herniederstiegen, ereilte sie im Thal der Schwarzen Theiß das Verhängnis. Das zweite Mal sind sie weiter westlich aus dem Quellgebiet des Dniestr und San nach Ungarn eingebrochen, und zwar während der Verschiebung der österreichischen Kräfte. Ich kam, in der Ebbe zwischen den beiden russischen Hochfluthen, noch einmal durch diesen hart heimgesuchten Landstrich Galiziens. In Sanok waren alle Häuser mit Militär überfüllt — ich schlief gemeinsam mit drei Trainoffizieren und ihren drei Burschen in einer Stube; auf dem Bahnhofplatz stauten sich die Schaaren der Verwundeten, die in langen Sonderzügen abgeschoben wurden und doch nie weniger zu werden schienen; im Restaurant, dessen Kellner eingerückt waren, bedienten blutjunge Studenten: ein Jurist, ein Dentist und zwei Mittelschüler in der kleidsamen Gymnasiastenuniform. Die Stadt zeigte keinerlei Spuren der ersten russischen Einquartierung. Nach seinem Einrücken hatte ihr der russische General Graf Keller lediglich große Brodlieferungen auferlegt und vier angesehene Bürger, drei Juden und einen Polen, als Geiseln in Gewahrsam nehmen lassen; ein zweiter; gleichfalls festgenommener Bürger polnischer Nationalität wurde wieder entlastet. Ein Jude, Namens Rubisch, bei dem russische Generalstabskarten vorgefunden wurden, wurde in Gegenwart der vier Geiseln standrechtlich erschossen. Als die österreichischen Truppen nahten, zogen sich die Russen auf Booten, Fähren oder zu Fuß und zu Pferd watend über den San zurück und setzten sich drüben in einem Wald fest, aus dem sie von den Verfolgern hinausgeworfen wurden; am nächsten Tage kehrten sie zurück, bargen ihre Verwundeten und Todten und verschwanden dann nach Osten zu. Der Weg nach Przemysl war dadurch vorübergehend wieder frei, ich legte ihn zusammen mit einem jungen, freiherrlichen Dragonerleutnant zurück. Der junge Offizier hatte bei Navaruska einen Schuß durch den Oberschenkel erhalten. Die Russen räumten den Graben aus, in dem er lag, übersahen ihn aber. Später wurde er von seinen Leuten geborgen und in Wien geheilt. Nun fuhr er, noch ein wenig steif im Bein, voll Ungeduld seinem Regiment entgegen und athmete beglückt die reine Luft der Höhe. Die sanft ausschwingenden Waldberge waren eitel Gold und Purpur, das abgefallene Herbstlaub an ihren Rändern gab ihnen den Anschein, als ob sie brennend rothe Schatten würfen. Im scharfen Zickzack der Serpentinen überholte unser Auto die Fuhrwerks- und Autokolonnen des Trains, die ruckweise und häufig stockend den tiefgefurchten Weg zu bezwingen suchten.

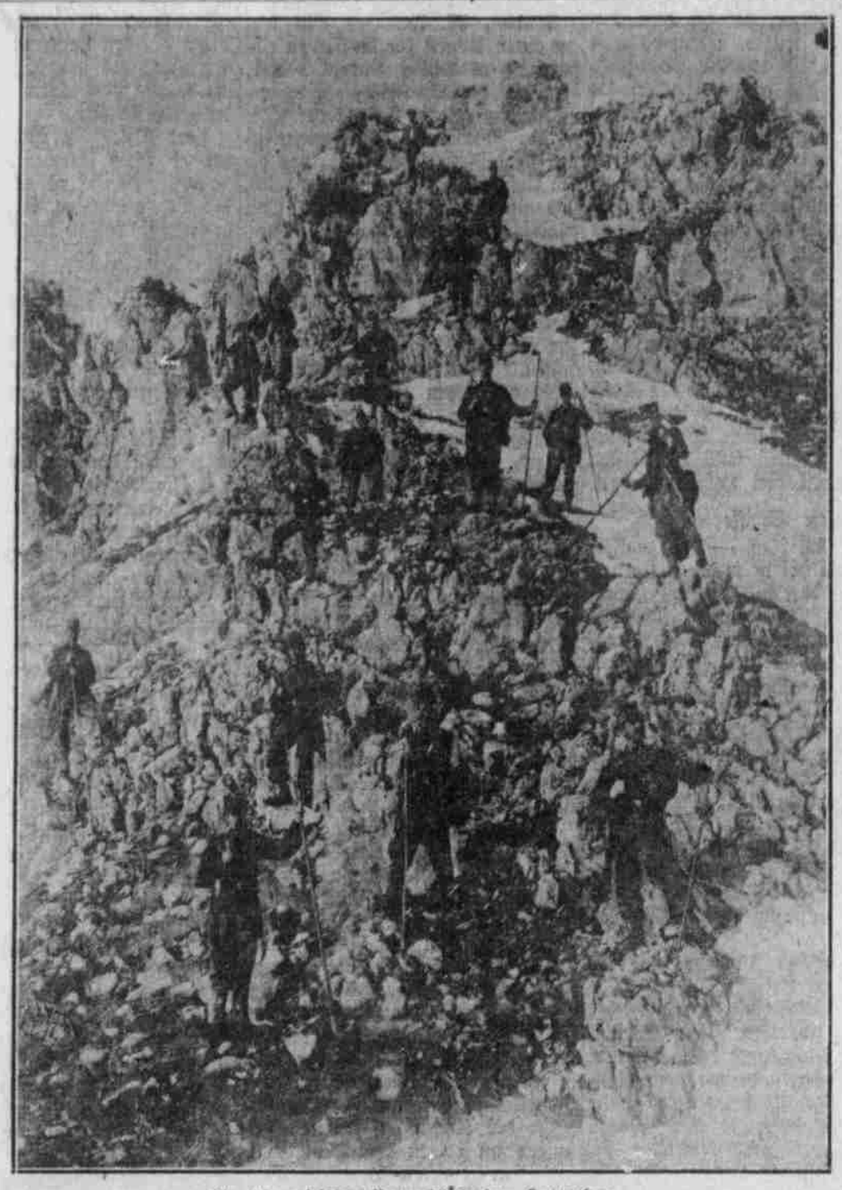
Als der Befehl zur erneuten Räumung der Sanlinie ausgegeben wurde, war ich von Przemysl nach Jaroslau unterwegs. Dort hatten die Russen bei der ersten Besetzung schon ärger gewüthet, hatten neben vielen anderen auch die Wohnung des Bürgermeisters, dessen geraubten Pelzmantel sie für 50 Kronen feilboten, demolirt und dreißig Bürger mit sich fortgeführt. Die russischen Geschütze bestrichen bereits Stadt und Straße wieder; vor den menschenleeren und zerfetzten Häusern von Radymno zwangen ihre Granaten unsere Wagen zur Umkehr nach Przemysl, von wo ich mit einem der letzten abgelassenen Bahnzüge Sonok erreichte. Bei Jaborz zweigte unser Zug von der durch Militärtransporte verstopften Linie Sanok—Neusandec nach Süden ab, um bei Lupkor die ungarische Grenze zu überschneiden. Die verschneiten Berge traten weit zurück, die Laborza gab uns das Geleit bis Homonna, wo wir am Mittag des zweiten Tages Rast machten. Wir kamen aus Galizien, das vom Kriege ausgepreßt ist wie eine Citrone, und waren nicht verwöhnt. Was gab es doch in dieser ersten ungarischen Stadt für herrliche und unserm Auge längst entwöhnte Dinge! Schaufenster waren da, dann wieder unverhängte Läden, in denen man kaufen, Wirthshäuser, in denen man essen konnte. Läden mit Wurst und Schinken und halbitten Schweinen; Läden mit Brod, Käse, Aepfeln, Nüssen; Läden mit Kleidern, Wäsche, Winterpelzen; Trafiken mit Memphis (Cigaretten) und Trabukos. Im Wirthshaus, das am Schloßplatz steht, trug uns die Wirthin auf, trugen uns die Töchter auf, trugen uns die Mägde auf, wir ließen selber zu dem mächtigen Steinherd der überwölbten, dunstgefüllten Küche, die mehr dem Laboratorium eines Faustischen Alchimisten glich — wir aßen, lachten, tranken; Galiziens zerstörte Dörfer und verstörte Armuth, des Krieges Noth und Größe fielen wie ein Alpdruck von uns ab. Draußen stand in der vornehmen Abgeschlossenheit eines englischen Rosenparkes das Barockschloß des Grafen Alexander Andrassy, je ein Löwenpaar aus grünpatinirter Bronze auf den Mauerpfosten des kunstreich geschmiedeten Parkthores und im Mittelburchgang des Kastells. Es wurde gerade für das Armeekommando in ihm Quartier gemacht; Graf Andrassy selber sollte in dem Meierhof daneben logiren, in dessen Hof zwei zahme Störche stolzirten. Es ist anders gekommen: die hier stehende Armee erhielt eine andere Verwendung, und über die Karpathenpässe drangen die ausgehungerten russischen Horden in das Land, darinnen sie Milch und Honig wittern mochten — und Tod und Gefangenschaft fanden.

Am nächsten Morgen stoppte unser Zug in Nagy Mihaly, das zwanzig Kilometer südlich von Homonna liegt — Kriegszüge fahren nicht expreß. Wir frühstückten auf der Verpflegestation, die im Bahnhof eingerichtet ist: mit Schuppen voll Speck, Salami, Brod, Kesseln voll Thee, Zucker und Rum; frühstückten an saubergedeckten Brettertischen vor den Geleisen. Während der vorvergangenen Nacht waren in unserem Zug drei Schwerverletzte gestorben, diesen Morgen zwei, die nun durch Sanitätssoldaten auswaggonirt wurden. Auf der Bahnhofsrampe stand ein dralles Bauernmädchen. Das weiße Kopftuch knüpfte sich um ein volles, rundes, rothes Gesicht; zwei starke, blonde Zöpfe mit rothem Zopfband fielen auf das ultramarinfarbene Umschlagtuch; aus den Wellenkreisen der kurzen, dicken, steif abstehenden Faltenröcke stemmten sich braunbestrumpfte derbe Waden. Sie stand, die Peitsche in der Hand, und sah in mitleidloser Neugier auf die nackten gelben Leiber: das blühende Leben auf den fahlen Tod.

Saloralja Ujhely: noch einmal durften wir Ungarn kosten — in seinen Weinen kosten. Sonne, sommerwarme Sonne lag noch auf allen Hängen, deren Rebenstöcke schon gelesen waren. Dem Bahnhof gegenüber lehnt sich ein stattlicher, blitzsauberer Bau an einen Hügel, in dem 24 Gänge eingegraben sind. In ihnen lagern 15,000 Hektoliter Faßweln und 200,000 Flaschen. Wir kosteten die Proben, die der Küfer, den Finger auf dem röhrenförmigen Ausfluß des Glasshebers, in die Kelche spritzte, und die im Schein der Kerzen golden funkelten, und begriffen die stürmische, nun wieder ungestillte Sehnsucht der Russen nach diesem Rebengelände von Tokaj. Dann kamen wir nordwärts nach Kaschau und von dort in unser Quartier zurück, das gleich danach auf ungarischen Boden verlegt wurde. Denn inzwischen hatte sich in Galizien die Neuformirung der österreichisch-ungarischen Truppen vollzogen, und die Russen drängten nach. Sie besetzten die Petroleumgebiete, deren hochragende Bohrthürme aus der Ferne den Bismarckthürmen der deutschen Heimath nicht unähnlich sehen, und suchten zum zweiten Male alle die kleinen jüdischen Städte heim, durch die ich seit vier Monaten, mit dem Kriegspressequartier oder allein, beim Vormarsch oder Rückzug so oft gekommen bin. Ausgeplünderte Ortschaften, zerstörte Herrensitze, gesprengte Brücken, verendete Pferde und viele, viele frische Gräber kennzeichnen die breite Straße, die der Krieg genommen hat. Flüchtlinge aus jener Gegend, die unsere Quartierstadt passiren und mich wiedererkennen, erzählen mir mancherlei darüber. Ein Bauer aus einem Dorf bei Brzozow, der mit krankem Fuß über die Karpathen gehumpelt kam, berichtete mir: „Eine russische Reiterpatrouille plünderte unser Dorf und brannte siebzehn Häuser nieder. Einer der Kosaken packte meine Tochter an; als sie sich wehrte und ich ihr zu Hilfe eilte, schoß er mich in den Fuß und warf das Mädchen in den Bach, der hinter unserm Hause fließt". Ein Pfarrer aus Krosno erzählte: „Der russische Kommandant verlangte, daß für ihn in denselben Räumen Quartier gemacht werde, in denen unsere Generalität gewohnt habe. Ferner verlangte er zehntausend Brode; als nur siebentausend geliefert werden konnten, erlegte er der Stadt eine Kontribution auf. Den Soldaten war das Plündern, den Einwohnern die Abgabe von Alkohol an sie verboten. Aber obgleich einer der Russen wegen Raubes gehängt, ein anderer mit 25 Knutenhieben bestraft wurde, ließen sich die Tscherkessen — hochgewachsene Burschen in schmucken rothen, weißen und hellgrauen Uniformen — auch hier die beliebte Frage nach der Zeit oder nach Wechselgeld nicht verdrießen. Sie zogen dabei den Leuten zuvorkommend Uhr und Portemonnaie aus der Tasche, plünderten die Uhrenhandlung radikal aus, tranken in der Apotheke alles, was ihnen trinkbar schien, und bedrohten die Hausbewohner, die ihnen dem Befehl gemäß alkoholische Getränke verweigern wollten, mit Erstechen. Zu mir kamen zwei betrunkene Kosaken und verlangten Schnaps. Ich gab ihnen ein Glas, sie wollten mehr. Als ich mich weigerte, zog der eine den Säbel, hieb nach mir und fiel dabei berauscht um. Da er bewußtlos war, bemühte ich mich um ihn; er erwacht, umfaßt heulend mein Knie und bettelt wieder und wieder um Verzeihung. Ich hatte alle Mühe, ihn einigermaßen zu beruhigen und loszuwerden." Ein heiteres Gegenstück zu dieser Episode spielte sich gestern vor unseren Augen ab. Durch unsere Quartierstadt wurden dreihundert Russen transportirt, die beim Duklapaß abgefangen worden sind. Als man sie untersuchte, stellte es sich heraus, daß viele von ihnen größere Mengen österreichischen Silbergeldes bei sich trugen. Einer der eskortirenden Honvedsoldaten schnauzt einen der Gefangenen auf Ungarisch an: „Die hast Du doch gestohlen!" „Brech die Beine!" antwortet der Russe in unzweideutigem Deutsch.

Von Krosno führt die Straße über Dukla zum Duklapaß, dem westlichsten unter den Karpathenpässen. Wir hatten zu Beginn des Krieges einen Monat lang in Dukla Quartier und waren gut Freund mit den gutmüthigen, intelligenten, patriarchalisch langbärtigen Kaftanjuden, die schwatzend auf dem Ringplatz Kreise bildeten, und den hübschen, sittsamen, modisch gekleideten Judenmädchen, die auf der Hauptstraße promenirten. Ich hauste in einem leeren Zimmer des Schlosses, das dem Grafen Mecinski gehört, und das wie ein Altarbild dreiflügelig ist. Als wir nach der Schlacht bei Grodek Dukla verließen, packte der Graf seine kostbaren Sammlungen, die Bilder von Rubens, Woudermann, Claude-Lorrain, Gobelins, Teppiche, Kelche, Silber, Porzellan umfaßt, und konnte sie noch eben rechtzeitig in Sicherheit bringen. Damals zog der Feind durch Krosno auf Jaslo zu und ließ Dukla links liegen. Heute hat der russische Koloß seine Hand auch auf Dukla gelegt. Die Reichsstraße, die nach dem Flußthal der Jasiolka zu mit Weiden abgesteppt ist, zieht sich gut fundirt und streckenweise schnurgerade durch Hügelland und jüngere Waldbestände bis zum Paß, dessen Grenzstein Galizien und Ungarn scheidet. Nahebei liegt ein schönes, schloßähnliches Blockhaus mit Jagdtrophäen am Rand des großen Wildparkes, der hier beginnt. Von einer Bergkuppe über Dukla aus setzte uns unser Oberst an der Hand der Karte die Entwicklungsmöglichkeiten einer Schlacht auseinander, die auf dem kupirten Gelände vor uns zu denken war. Nun ist es Wirklichkeit geworden dieser Kampf um Dukla — blutige Wirklichkeit inmitten des zerstampften Schnees, der alle Hänge der Karpathen deckt.

Leonhard Adelt,
Kriegsberichterstatter.



Eine österreichische Patrouille in den Karpathen.

Schiboleth. Nach alttestamentarischem Muster macht eine Zuschrift an die „Daily Mail" den Vorschlag, Leute, die im Verdacht stehen, Deutsche zu sein, durch die Aussprache eines Wortes zu prüfen. „Eine der sichersten Proben, daß Einer ein Deutscher ist, ist die Aussprache des Wortes „Squirrel". Ich habe lange in Deutschland gelebt, aber nie habe ich einen Deutschen getroffen, der das Wort richtig aussprechen konnte. „Squorl", „Squirl", Alles, nur nicht unser „Squirrel" mit dem leicht gerollten r." Wenn es auch für den Deutschen nicht leicht ist, die Mundfaulheit der Engländer nachzuahmen, so dürfte doch jene Probe nicht in allen Fällen stichhaltig sein.